



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

### Verfassungsfragen

**Ein deutsches Herrenhaus?** Seit einiger Zeit wird eine von der Handelskammer zu Düsseldorf herausgegebene Denkschrift über „Industrie, Handel und Reichstag“ viel erörtert. Der Grundgedanke dieser Denkschrift ist der, den Wünschen und Bedürfnissen von Handel und Industrie ein größeres Verständnis im Reichstage, und dem Reichstag die sachverständige Mitarbeit und Beratung durch die Gewerbetreibenden zu sichern. Die Mittel, die hierzu vorgeschlagen werden, sind einfach. Ich gehe auf sie an dieser Stelle nicht weiter ein. Der Gedanke einer Verstärkung des Einflusses der Industrie im Reichstage liegt auch einer Denkschrift zugrunde, die Generalsekretär Dr. Schlenker in Saarbrücken unter dem Titel: „Abänderung des Reichstagswahlrechtes oder Schaffung eines Reichsoberhauses“ (Südwestdeutsche Flugschriften Nr. 27, Saarbrücken 1913) herausgegeben hat.

Die in einer meiner Ansicht nach nicht zweckentsprechenden Schärfe geformten Ausführungen gehen allerdings von anderen Gedanken aus, wie die Denkschrift der Düsseldorfer Handelskammer, die sich von allem freihält, was man als Scharfmachertum zu bezeichnen pflegt. Dr. Schlenker knüpft an den Erlaß der Zuwachssteuer durch den Reichstag an und weist, wie das schon von konservativer Seite früher geschehen ist, auf die Gefahr einer einseitigen Belastung der Be-

stehenden hin, die in einer allgemeinen Besitzsteuer in der Hand des Reichstages liegt, der daraus leicht eine beliebig gestaffelte Vermögenssteuer machen könnte. Dr. Schlenker erörtert dann die verschiedenen Möglichkeiten einer Änderung des Reichstagswahlrechtes, als da sind Beseitigung der geheimen Wahl, Abhängigkeit des aktiven und passiven Wahlrechtes von einer bestimmten Dauer der Anfähigkeit, scheint aber selbst an die Möglichkeit solcher Änderungen in nächster Zeit nicht zu glauben, sondern setzt seine Hoffnung auf die Errichtung einer Ersten Kammer im Reiche. Er sagt hierüber: „Nachdem aber nunmehr der Reichstag zur direkten Vermögensbesteuerung übergegangen ist und sich damit in Widerspruch zu der Entstehungsgeschichte des Deutschen Reiches und zu der bei der Gründung des Reiches von den verbündeten Regierungen zum unverbrüchlichen Grundsatz erhobenen indirekten Besteuerung gesetzt hat, sind der Handelsstag und die Handelskammern vielleicht bereit, ihre bisherige Scheu in bezug auf eine Verfassungsänderung aufzugeben und sich mit anderen Gruppen zu einer ‚Gemeinschaftsarbeit‘ mit dem ausgesprochenen Ziele der Schaffung eines Reichsoberhauses zusammenzufinden.“ Dr. Schlenker beruft sich darauf, daß bei der Beratung des Antrages der Handelskammer Krefeld über eine bessere Vertretung der Gewerbe in den Ersten Kammern der Bundesstaaten im Deutschen Handelstage von verschiedenen Rednern, unter anderen von Geheimrat Deussen

in Krefeld, Kommerzienrat Engelhard in Mannheim und der Handelskammer zu Riegnitz, schon eine Erste Reichskammer als ein besseres Mittel zur Verstärkung des gewerblichen Einflusses bezeichnet worden ist, als der Eintritt zahlreicher Industrieller und Kaufleute in die Ersten Kammern der Bundesstaaten. Man könnte auch aus der Düsseldorfer Denkschrift für den Vorschlag von Dr. Schlenker die Meinung anführen, daß die Gewerbetreibenden in den Ersten Kammern der Bundesstaaten doch recht weit von dem Kampfplatz entfernt sind, wo die Entscheidungsschlachten über die gewerblichen Fragen fallen. Das ist der Reichstag.

Indessen kann man sich dem Gedanken eines Reichsoberhauses nicht anschließen. Dr. Schlenker beruft sich auf Bismarck für seinen Vorschlag, jedoch darf man Bismarck nicht in so einseitiger Weise anführen. Der Gedanke, auch den Reichstag aus zwei Kammern bestehen zu lassen, ist nicht neu. Der Verfassungsausschuß der deutschen konstituierenden Nationalversammlung sah ein Zweikammersystem vor. Sein Artikel 1 des Verfassungsentwurfes über den Reichstag sagte: „Der Reichstag besteht aus zwei Häusern, dem Staatenhaus und dem Volkshaus.“ Aus dieser Fassung geht schon hervor, daß die Erste Kammer aus Staatsvertretern bestehen sollte. § 4 sagt weiter, daß die Mitglieder des Staatenhauses zur Hälfte durch die Regierung, zur Hälfte durch die Volksvertretung der Staaten ernannt werden sollten. Der deutsche Bundestag hatte nur ein Staatenhaus, das vom Deutschen Reiche als Bundesrat übernommen wurde. Das Volkshaus, der Reichstag, wurde dazugefügt. Aber schon im Reichstag des Norddeutschen Bundes stellten Windthorst und von Below den Antrag auf Errichtung einer Ersten Kammer. Dieses Oberhaus wurde von Bismarck in der Tat als ein Hemmschuh zum Bremsen der Staatsmaschine an abschüssigen Stellen grundsätzlich nicht abgelehnt. Bismarck hielt es an sich nicht für unnützlich, die an den Staatsgeschäften stärker zu beteiligen, die etwas zu verlieren haben und daher nicht geneigt sind, auf Kosten und Gefahr des Staates zu hoch zu spielen, da der eigene Einsatz zu stark war. Bismarck lehnte das Reichsoberhaus damals

mehr aus praktischen Gründen ab. Er wollte den schon verwickelten Aufbau der Verfassungsmaschine durch Einschlebung eines dritten oder (wenn man den Kaiser mitrechnet) vierten Gliedes nicht noch schwerfälliger machen und in die Gefahr des Stillstandes bringen. Bismarck sagte: „Die Gesetzgebung des Bundes kann schon durch einen anhaltenden Widerspruch zwischen dem Bundesrat und dem Reichstage zum Stillstand gebracht werden, wie das in jedem Zweikammersystem der Fall ist; aber bei einem Dreikammersystem — wenn ich den Bundesrat als Kammer bezeichnen darf — würde die Möglichkeit, die Wahrscheinlichkeit dieses Stillstandes noch viel näher liegen.“ Aber Bismarck hat seine Meinung auch grundsätzlich geändert. Er hat am 19. April 1871 folgendes ausgeführt: „Ich wollte nur ein Wort noch über das Korrektiv sagen, welches die Abgeordneten Windthorst und Graf Münster in der Gestalt eines Zweikammersystems finden. Ich muß zu meinem Bedauern sagen — und ich gebe damit nicht jetzt, sondern habe früher schon Überzeugungen aufgegeben, die denen verwandt waren, und nicht ohne Bedauern —, aber die politische Erfahrung hat mich überzeugt, daß solche Versammlung (die Ersten Kammern) den Zweck, ein Gegengewicht und einen Schutz zu gewähren gegen die Gefahren, die das allgemeine Stimmrecht in seiner vollsten Ausbeutung in sich bergen kann, nicht erfüllen können. Ich gehöre ja selbst einer solchen Versammlung, dem preußischen Herrenhaus, an, und Sie werden deshalb nicht von mir verlangen, daß ich contra domum spreche; aber ich habe keinen Glauben an die Stärke dieses Gegengewichts in den jetzigen Zeiten; wenn eine frisch durch Wahlen legitimierte, den Anspruch einer Vertretung des gesamten Volkes in sich tragende Versammlung das Gegenteil votiert, dann brauche ich ein schwereres Gegengewicht.“ Dieses schwere Gegengewicht war der Bundesrat, wo, wie Bismarck sich ausdrückte, „nicht der Bundesbevollmächtigte Freiherr von Friesen als Person, sondern das Königreich Sachsen durch ihn abstimmt mit einem Votum, das sorgfältig destilliert ist aus den Kräften, die am öffentlichen Leben in Sachsen mitwirken.“

Der Gedanke, den Dr. Schlenker ausspricht, ein Oberhaus im Reiche zu schaffen mit der einzigen Absicht, dem Gewerbe eine staatsrechtliche Organisation gegen den Reichstag und der Regierung in dieser eine Stütze zu bieten, ist noch nicht erörtert worden. Aber auch auf ein solches Oberhaus treffen die Bedenken zu, die Bismarck schon 1867 geäußert hat. Bismarck hat sich gerade über diese Seite der Frage damals in folgender Weise ausgesprochen: „Es ist mir an und für sich nicht leicht, mir ein deutsches Oberhaus zu denken, das man einschieben könnte zwischen dem Bundesrat, der, ich wiederhole es, vollkommen unentbehrlich ist, als diejenige Stelle, wo die Souveränität der Einzelstaaten fortführt, ihren Ausdruck zu finden, das man also einschieben könnte zwischen diesen Bundesrat und diesen Reichstag, ein Mittelglied, welches dem Reichstag in seiner Bedeutung auf der sozialen Stufenleiter einigermassen überlegen wäre und dem Bundesrate und dessen Vollmachtgebern hinreichend nachstünde, um die Klassifikation zu rechtfertigen. . . . Der Bundesrat repräsentiert bis zu einem gewissen Grade ein Oberhaus, in welchem Se. Majestät von Preußen primus inter pares ist, und in welchem derjenige Überrest des hohen deutschen Adels, der seine Landeshoheit bewahrt hat, seinen Platz findet. Dieses Oberhaus nun dadurch zu vervollständigen, daß man ihm nichtsoveräne Mitglieder beifügt, halte ich praktisch für zu schwierig, um die Ausführung zu versuchen. Dieses souveräne Oberhaus aber in seinen Bestandteilen außerhalb des Präsidiums soweit herunterzudrücken, daß es einer Pairskammer ähnlich würde, die von unten vervollständigt werden könnte, halte ich für unmöglich, und ich würde niemals wagen, das einem Herrn gegenüber, wie der König von Sachsen ist, auch nur anzudeuten. . . .“

Man hat nicht selten gesagt, der Bundesrat sei ein Reichsoberhaus. Das ist, worauf schon der Mangel öffentlicher allgemeiner Verhandlungen hinweist, nicht richtig. Laband sagt: „Der Typus des Staatenbundes sei im Bundesrat beibehalten, durch ihn werde das förderative Element der Bundesverfassung verwirklicht. Daneben wurde aber der Bundesrat mit staatlichem Charakter, einer souveränen

Stellung über den Einzelstaaten u. a. ausgestattet. Er erlangte damit die Stellung eines Organes des Bundesstaates. Der Bundesrat steht zu jeder Art von parlamentarischer Körperschaft in schroffem Gegensatz, denn die Mitglieder stimmen nicht nach freier individueller Überzeugung, sondern nach den ihnen erteilten Instruktionen und sind ihrer Regierung verantwortlich für ihr Verhalten im Bundesrat. Gleichwohl ist es nicht ausgeschlossen, daß der Bundesrat tatsächlich im Reiche in einzelnen Richtungen ähnliche Dienste wohl zu leisten vermag, wie sie von einem Oberhause oder Staatenhause geleistet werden können.“ Solche Dienste leistet der Bundesrat tatsächlich. Es ist gar nicht zu bestreiten, daß es zu einer starken Verwicklung des Verwaltungsapparates im Deutschen Reiche führen würde, wenn zwischen Bundesrat und Reichstag noch ein Oberhaus eingeschoben würde, von dem nicht erhofft werden kann, daß es einem aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Reichstage die Wage halten würde. Was oben Bismarck von den Hemmnungen der Staatsverwaltung sagte, würde offenbar noch viel mehr von einem Oberhause gelten, das geradezu mit der Absicht gegründet würde, dem Reichstage entgegenzutreten.

Aber die Zusammensetzung eines solchen Oberhauses spricht Dr. Schlenker nicht. Aber diese Frage ist sehr wichtig. Nach der Art der Ersten Kammer der Landtage kann man ein Oberhaus im Reiche offenbar nicht einrichten, denn im Reichsoberhause verlangen selbstverständlich die Bundesstaaten als solche eine Vertretung. Deren Wahl oder Präsentation könnte man den Landtagen übertragen. Wer sonst noch ein Präsentationsrecht nach der Art erhalten sollte, wie es etwa im § 4 der Verordnung über die Bildung der Ersten Kammer in Preußen vom 12. Oktober 1854 (Verband der rittergutsbesitzenden Grafen in jeder Provinz, Verbände der besonders dazu begnadigten Geschlechter mit ausgebreitetem Familienbesitz, Verbände des alten und befestigten Grundbesitzes, Landesuniversitäten, Städte) festgelegt ist, bleibt ungewiß. Beim Reichsoberhause müßten wohl die großen Industrie- und Handelsverbände zum Vorschlag berechtigt werden. Weiter

ist die Frage aufzuwerfen, ob der Kaiser ein Berufungsrecht ins Oberhaus des Reiches erhalten soll oder erhalten kann u. a. m. Wenn man den Bundesstaaten ebenfalls Vertreter im Reichsoberhause bewilligte, so läge die Sache so, daß in derselben Sache für den Bundesstaat die Bundesratsvertreter als Staatsvertreter, die Oberhausvertreter aber als Personen raten und taten, wodurch allein schon mancherlei Schwierigkeiten entstehen können.

Ich will indessen auf diese Einzelheiten nicht zu sehr eingehen, da ich den Grundgedanken nicht für praktisch halte. Vor allem aber wäre es doch vermessen, zu glauben, daß der Reichstag einer Verfassungsänderung zustimmen werde, die die ausgesprochene Absicht hat, ihm die errungene Macht wieder ganz oder teilweise zu entreißen. Wir haben zwar keine parlamentarische Regierung, aber der parlamentarische Einfluß im Reiche ist ganz überraschend und gewaltig gewachsen. Das läßt sich das Parlament nicht so schnell wieder nehmen. Hier liegen die Dinge offenbar ganz ähnlich wie bei der Änderung des Reichstagswahlrechts, für die es nur zwei Wege gibt, entweder den Staatsstreich, oder die Erkenntnis und der Wille in den linken Parteien des Reichstags einschließlich des Zentrums, daß das Wahlrecht geändert werden muß. Beides ist nicht sehr wahrscheinlich. Otto Brandt

## Sprache

**Sprachlicher Stil und bildende Kunst.** Die Individualisten in der Stillehre fordern, daß jeder Mensch seinen eigenen Stil habe, und daß auch das Kind so schreiben lerne, wie es spricht. Sie stützen sich dabei auf das Buffonsche Wort, daß der Stil der Mensch sei. Und doch treffen Forderung und Zitat nicht völlig das Richtige. Der Stil ist nicht lediglich Eigentum des Individuums, er ist vielmehr eine Synthese aus Persönlichem und Allgemeinem, er ist zugleich Besitz des einzelnen wie des ganzen Volkes. Deshalb entwickelt sich die sprachliche Form der Darstellung nicht nur parallel der Anlage der Einzelmenschen, sondern ebenso entsprechend den Kulturepochen der ganzen Nation, wie

sich deutlich aus einem Vergleiche zwischen dem sprachlichen Stile und der bildenden Kunst in den einzelnen Zeitabschnitten der deutschen Kultur ergibt.

Der Stil der althochdeutschen Periode weist hauptsächlich Verbindungen von Hauptsätzen auf, die nur selten von Nebensätzen einfachster Art unterbrochen werden. Die Ausdrücke sind knapp und schlicht, so daß dem Ganzen jener wuchtige, schwere Charakter eigen ist, den wir zu gleicher Zeit (neuntes bis zwölftes Jahrhundert) bei den romanischen Denkmälern der bildenden Kunst finden. — Vom dreizehnten Jahrhundert ab vollzieht sich in Architektur und Plastik ein gewaltiger Umschwung durch das Eindringen der Gotik mit ihrer ziellichen Filigranarbeit: auch der Stil der mittelhochdeutschen Literatur, besonders der höfischen, ist mehr fein und gefeilt, als massig und schwer. Der Satzbau ist lebhafter abgestuft, und auf die Wahl des Ausdrucks lassen sich allgemein jene Lobsprüche anwenden, die Gottfried von Straßburg dem Stile Hartmanns spendet:

wie lüter und wie reine  
sîn Kristalliniu woertelîn  
sint und iemer müezen sîn.

Vom fünfzehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert herrscht die Renaissance: klar und übersichtlich, beeinflusst von der Kunst des Altertums, treten die Formen und ihre Gliederung heraus, und die Fassade des Bauwerks deutet schon auf sein Inneres. Nicht anders ist es mit dem sprachlichen Stile dieser Zeit: Luther hat sich eine Schriftsprache geschaffen, um seine Gedanken klar und deutlich zum Ausdruck bringen zu können; daher ist diese Sprache frei und kräftig, durchtränkt vom Geiste des Altertums und doch neu und eigenartig. — Dann kommt seit dem siebzehnten Jahrhundert der Rückschlag: das Barock im Stile der Kunst wie der Literatur. Könnte Lübbes Charakteristik dieser Zeit nicht ebensogut auf die Werte der sogenannten Zweiten Schlesiischen Schule, den „Schwulst“, angewendet werden: „Fortan sollte jedes plastische Werk unter allen Umständen lebhaft, ja leidenschaftlich bewegt sein; sollte den Ausdruck innerer Erregung durch Gebärde, Haltung und Stellung zum gewaltsamen

Affekt steigern. So ging alle Würde, Einfachheit und Klarheit . . . verloren.“ — Der „Schwulst“ konnte nur durch eine erneute Rückkehr zum Altertum gebändigt und schließlich vernichtet werden: Lessings Sprache, in der nach seinen eigenen Worten „die höchste Klarheit die höchste Schönheit ist“, hat das Harte, Unerbittliche mit dem Pöpstil gemein, und die Wiedergeburt der Schönheit am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wie sie in den Werken Schinkels und Thorwaldsens in die Erscheinung tritt, könnte mit dem klassischen Stile Goethes verglichen werden. Die olympische Ruhe, das Unpersönliche, das episch Objektive findet man dort wie hier; der Goethische Stil zeigt etwas von der kühlen Schönheit des klassischen Profils, da er ziemlich stark von der Tätigkeit des kritischen Verstandes beeinflusst wird. — Demgegenüber ist der Stil der Romantiker phantasie-reich und vollkümlich: das erste zeigt sich in vielfachen Bildern und Vergleichen, besonders aus dem Naturleben, das zweite in der Schlichtheit der Wortwahl und der Einfachheit des Satzbaus: man lese nur einige Seiten aus Novalis' „Heinrich von Ofterdingen“! Auch Innigkeit im Ausdruck ist der Romantik nachzurühmen, während der witzige Stil in ihren Satiren kaum den Weg zum Herzen findet; alles in allem: ihr Stil ist echt deutsch. Genau dieselben Grundzüge begegnen uns in den Werken der romantischen Maler und Bildhauer: Deutschtum, Innigkeit, Phantasie und Schlichtheit sind auch für Schwind und Rauch charakteristisch. — Ganz anders, ja entgegengesetzt ist der Stil des Jungen Deutschlands, eines Börne und Heine in ihrer witzigen und pointierten Prosa. In gewissem Maße herrscht eine Anlehnung an Lessing: der Ausdruck wird allein vom Verstande bestimmt, Antithesen und scharfe logische Schlußfolgerungen bedingen einen rein sachlichen Stil. Für die zünftige Wissenschaft, besonders die wissenschaftliche Kontroverse, wird in diesem Stile das Rüstzeug geschliffen; die Ansicht des einzelnen kämpft um ihre Existenz, Persönlichkeit ist Trumpf. Könnte man mit dieser Entwicklungsstufe des sprachlichen Stils nicht die Realisten auf dem Gebiete der Geschichts-, Genre- und Landschaftsmalerei vergleichen, die sich bemühten, haar-

scharf das Charakteristische des Einzelwesens aufzufassen und im Bilde wiederzugeben? Auch der Stil des Jungen Deutschlands hat realistische Züge, es herrscht Gegenwartskunst dort wie hier. — Und nun schließlich der Stil von heute in beiden Künsten, der bildenden und der redenden? In der Literatur herrscht ein Suchen und Lasten des Stils, der höchste Grad des Subjektivismus scheint erreicht. Von der schlichten, vollkümlichen Schreibweise eines Gustav Freytag bis zu dem Gedankenstrichstil moderner Dichter ist in der Gegenwart beinahe jede Form vertreten: die bewußt dunkle, die altertümliche gewisser historischer Romane, die der mündlichen Redeweise aufs engste angenäherte der Humoristen u. v. a. Dem entspricht nur zu genau das Suchen und Lasten in der bildenden Kunst: alle Stile der Erde dienen dem Architekten als Vorbilder, der hunte Wechsel wirkt ja belebend auf das Auge; die Plastik kommt uns bald symbolisch, bald naturalistisch, auch ihr Einheitsstil ist noch nicht gefunden. Und gar die Malerei! Daß es hier viele, viele neue Theorien gibt, zeigen ja die Namen auf — isten: Futuristen, Kubisten usw. Jeder sucht ehrlich, aber das Finden ist schwer. Der neue Stil soll erst noch geboren werden, gleichzeitig für die redende wie für die bildende Kunst.  
Professor Dr. W. Mettin

## Musik

Die Musik seit Richard Wagner von Walter Niemann. (Berlin, Schuster u. Löffler.) Dreißig Jahre sind seit dem Tode des großen Meisters von Bayreuth, der die dionysische Kunst zur weltbeherrschenden erhob, verfloßen, eine Zeitspanne, immerhin groß genug, um dem rückschauenden Blick einen Standpunkt zu gewähren, der ihm eine Übersicht über die von der musischen Kunst in dieser Vergangenheit zurückgelegte Entwicklung gestatten wird, noch nicht groß genug, um für alle künstlerischen Erscheinungen in ihr das Maß einer unbedingt objektiven Beurteilung zu gewinnen. Denn die Musik dieser Zeit ist in der Hauptsache Gegenwartsmusik, wir stehen noch mitten drin in ihrer Entwicklung — über Richard Strauß z. B., den großen Wandlungsfähigen, wird noch nicht das letzte Wort gesprochen

sein —, uns umbrandet noch der Parteihader des Für und Wider die neuen Kräfte, die namentlich in den letzten zwei Jahrzehnten protuberanzgleich aus dem Chaos hervorgehoben sind: wer es also unternimmt mit kritischer Sonde die musikalischen Strömungen unserer Tage zu untersuchen, kann, meiner Ansicht nach, von keinem anderen als vorwiegend subjektiven Standpunkt urteilen, wenn nicht sein Werk eine trockene Nomenklatur werden oder in philologischem Detail sich verlieren soll. Von solcher Art, d. h. subjektiv, ist Niemanns Buch, aber von einem Subjektivismus, der nicht aus einem Parteistandpunkt geboren, sondern das Ergebnis erlebter Eindrücke und darum auch fähig ist, so widersprechend es klingen mag, objektiv zu urteilen und dem Gegner alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. In der Vorrede stellt sich der Verfasser als einen der unerschütterlichen Starr- und Dickköpfe von Holsteinblut vor, „die den Mut der Überzeugung als den besten Teil eines Charakters um keinen Preis dahinfahren lassen“; nun, man glaubt es ihm nach der Lektüre seines Buches aufs Wort und hat seine herzliche Freude daran, Freude an der Unerfrodenheit und dem Wahrheitsdrang eines urgefunden Idealismus und an der innigen Heimatsliebe, die immer wieder daraus hervorleuchtet und dem Werke eine so besonders sympathische Note gibt. Es ist ein echt deutsches Buch. Staunenswert ist die Fülle des aufgearbeiteten Materials, die geradezu phänomenale Kenntnis der Musikliteratur, die der Verfasser bekundet, ohne dabei selbst den Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben. Und gerade wegen der Fülle so vieler, teilweise sogar bedeutungsloser Komponisten fällt die Auslassung zweier markanter Künstlerindividualitäten wie die Mozskowskis und des erfindungsreicheren und feineren Schütt auf, bei den Skandinavieren fehlen Børresen und Alnaes, bei den Russen Sapellnikow. Auch für einen Beitrag zur Beantwortung der von A. Seidel (Kunst und Kultur, Schuster u. Löffler) aufgeworfenen Frage „Was dünkt euch um Peter Galt?“ würden wir dankbar gewesen sein.

Indes das läßt sich ja bei einer Neuauflage alles nachholen. Um nun in einigem auf das Buch genauer einzugehen, sei zunächst

bemerkt, daß Niemann seine Darstellung auf dem festen Boden der sogenannten kulturgeschichtlichen Methode aufbaut. Das ist durchaus zu loben; ohne die feste Grundlage ethnographischer, klimatistischer, wirtschaftlicher und allgemein kultureller Verhältnisse hängt die Darstellung jedes seelischen Geschehens, und das ist alle Geschichte, in der Luft. Ganz so tief baut er freilich nicht und so neu, wie er meint, ist ihre Anwendung in der Musikgeschichte auch nicht, wie vereinzelte Monographien bezeugen, wenn auch jene Faktoren in Allgemeindarstellungen allerdings bisher so gut wie gar nicht berücksichtigt worden sind. Durch die daraus sich von selbst ergebende Heranziehung der Schwesterkünste gewinnt die Darstellung an Vertiefung und Perspektive. Aus den vier Büchern, in die es zerfällt — Romantik und Massizismus; Neuromantik; die Moderne; Nation, Volk, Stamm — einzelne an dieser Stelle herausheben zu wollen, würde zu weit führen, ihre Nennung genügt zur Orientierung über die Anlage des Werkes. Ganz ausgezeichnet ist die Würdigung von Brahms, Cornelius, Pfitzner, und namentlich das inhalts- und farbenreiche dritte Buch „Die Moderne“, worin Strauß, Reger, der französische Impressionismus einer ebenso sachlichen wie unerschrockenen Kritik unterzogen und die Gefahren dargelegt werden, in die bei der auf die Spitze getriebenen Raffinierung der Ausdrucksmittel die Musik läuft, schließlich bei dem Verlust alles Ethos und inneren Halts nur mehr Nervenkunst, nicht aber mehr Sprache der Seele zu sein. Wir können es nur mit Freuden begrüßen, wenn einmal ein Mann von durchaus modernem Musikempfinden, nicht ein blinder laudator temporis acti, unserem modernen Musikleben, das mehr und mehr der Sensation und Spekulation — der materiellen wie intellektuellen — zu verfallen droht, den Spiegel vorhält. Das daraus zurückgefragte Bild ist wahrlich nicht erfreulich, und der Zerfall der alten Fermente echter Kunst erscheint durch die futuristischen Bestrebungen auch in der Musik das Ziel der Entwicklung werden zu wollen. Freilich, hinwegdisputieren lassen sich diese neuen Strömungen als Äußerungen modernen Seelenlebens nicht mehr, und Niemann ist auch weit von jeder reaktionären Gesinnung entfernt, wenn er

auch, ein warnendes Zureden ertönen läßt. In der Rückkehr zur Natur, zur Volkstümlichkeit sieht er die Möglichkeit der Gesundung, denn nicht aus der Unterdrückung all jener ringenden, flutenden Kräfte kann das Heil zu erwarten sein, sondern aus ihrer bewußten Hinwendung zu dem alten, heiligen Mutterboden, in dem auch ihre Wurzeln ruhen, zum Vaterlande, zur Heimat, und in diesem Sinne schließt er mit einem goldenen Wort Wilhelm Raabes, das der moderne Künstler ganz besonders beherzigen möge: „Vergesse ich dein, Deutschland, großes Vaterland: so werde meiner Rechten vergessen! Ich sage dir, Künstler, wes Vaterlandes du feist: Vergißt du deiner Heimat, so werde deiner Kunst vergessen! Denn unzerstörbar sind die Wurzeln, die deine Heimat einst in dein Herz hinabsenkten. Ohne ein Heimatgefühl, ohne ein kindliches Herz aber bleibt deine Kunst eine tönende Schelle!“

Der Ausdruck ist nicht immer frei von Gefuchtheiten, der Stil zuweilen etwas schwerfällig und eigenwillig, den Norddeutschen verrätend. Lange, mit Namen vollgepropte Satzperioden erschweren nicht selten den Überblick. Doch das sind Äußerlichkeiten, die gegenüber dem trefflichen Kern nicht besonders in die Waagschale fallen und bei einer Neuaufgabe sich leicht beseitigen lassen. Daß diese bald notwendig werde, wünschen wir dem wackeren Buche von Herzen.

H. Seeliger

### Schöne Literatur

Aus der Masse der Goethe-Literatur der letzten Jahre ist als besonders charakteristisch die **Stockmannsche** Bearbeitung von **Alexander Baumgartners Goethe-Biographie** zu verzeichnen. (Dritte, neubearbeitete Auflage 1. bis 4. Tausend. XXVI 569, XX 742 S. 8°. Freiburg, Herder, 1911, 1913. 27 Mark.) Einmal der prinzipiellen Stellungnahme wegen deshalb, weil sich das Buch in den Grundlinien, auf denen es aufgebaut ist, völlig absondert von den für die Beurteilung einer dichterischen Persönlichkeit für gewöhnlich als richtig anerkannten. Es muß hervorgehoben werden, daß in der Neubearbeitung Stockmanns vieles gegen Baumgartners

scharfe Stellungnahme gemildert erscheint. Daß es jedoch unmöglich ist, religiös-sittliche Motive ausschließlich ausschlaggebend sein zu lassen und danach die Gesamterscheinung eines Mannes und sein Schaffen zu bewerten, lehrt auch diese Neubearbeitung aufs deutlichste. Das Gesamtbild wird bei einer derartigen extremen prinzipiellen Auffassung von vornherein verzerrt erscheinen müssen, und daran kann auch das uneingeschränkte Lob, das gelegentlich im einzelnen Falle gesendet wird, nichts wesentliches ändern. Ein so hoch gespanntes Maß der Kritik anlegen und danach urteilen zu wollen, heißt gerade bei Goethe seine dichterische Persönlichkeit vorzüglich anders bemessen, als er es selbst wollte; für eine objektive Würdigung ist damit wenig oder gar nichts erreicht.

Das Hauptgewicht des Buches beruht in der folgerichtigen Durchführung dieser prinzipiellen Stellungnahme, worin es sich von den meisten anderen Goethe-Biographien unterscheidet. Die äußere Lebensgeschichte des vielgeschäftigen und vielbeschäftigten Altmeisters von Weimar erscheint hier in ungleich höherem Maße zur Bewertung seines Gesamtwerkes herangezogen, als unbedingt erforderlich wäre. Die bisweilen bis zu peinlicher Offenheit gesteigerte Kritik suchte des Verfassers kann Goethes Größe im ganzen nicht herabmindern. Allerdings ist ihm zuzubilligen, daß sein Buch nicht so sehr ein Tendenzwerk gegen Goethe selbst sein soll, daß es vielmehr aus dem gesunden Widerspruch gegen die immer mehr überhandnehmende, in blindem Eifer alles verhimmelnde Goethe-Verehrung erwachsen ist. Stockmanns Kritizismus wendet sich hierbei hauptsächlich gegen die Auswüchse der modernen Goethe-Philologie.

Aber auch für den, der in den Grundfragen anderer Meinung ist als der Verfasser, bietet die Lektüre des Buches eine Fülle von Anregungen durch die Methode seiner Beweisführung und die Eigenart seiner Auffassungsweise. Die breite Darstellung selbst (charakteristisch ist die Wahl der „schmückenden“ Beiwörter) ist etwas ungleich und fällt gegen Schluß ab. In der mit regem Fleiße erstrebten, selbst noch die letzten wichtigen Neuerscheinungen berücksichtigenden Vollständig-

keit und Zuverlässigkeit des angeführten wissenschaftlichen Apparates, der in keinem anderen Goethe-Werk so reichlich zu Gebote steht, beruht im wesentlichen der Hauptwert der kritischen Studie. In der Auswahl und Beurteilung der ausgehobenen Stellen freilich blickt überall die Grundauffassung des Verfassers durch. Ist das Ganze seiner Grundrichtung nach auch als „verzeichnet“ zu betrachten, so behält es doch seinen Wert in der Geschichte der Goethe-Kritik.

H. Gürtler

**Die Gesamtausgabe der Werke Wilhelm Raabes.** Seit dem trüben Novembertage des Jahres 1910, da Wilhelm Raabe von uns ging, haben sich die Erben und Freunde des Dichters unaufhörlich bemüht, eine würdige Gesamtausgabe der Werke zustande zu bringen. Wegen der zahlreichen technischen wie wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die ein etwa sechzig Bände umfassendes Lebenswerk eines Dichters mit sich führt, war es lange Zeit hindurch unmöglich, einen Verleger zu finden. Erst im vergangenen Sommer fand sich der tatkräftige Unternehmer in Hermann Klemm, der die Verlagsanstalt für Kunst und Literatur K. & G. in Berlin-Grunewald leitet. Er hatte schon bei den großen Gesamtausgaben der Werke Felix Dahms und Gustav Freytags Fühlung mit dem Publikum gewonnen, das solche Reihensbände kauft und das für einen so spezifisch „deutschen“ Dichter wie Wilhelm Raabe in Betracht kommt.

Wilhelm Brandes, Raabes Freund, übernahm die Leitung und Herausgabe der Sammlung. Sie wurde ganz im Sinne einer Volksausgabe angelegt. Keine Einleitungen, keine Anmerkungen! Nicht das ganze Werk auf einmal, sondern in drei „Serien“ eingeteilt, deren jede sechs Bände umfaßt und nicht zum Kauf der anderen verpflichtet. Der Preis für die Serie recht billig: sechs gebundene Bände mit etwa zwölf Werken Raabes, da jeder Band zwei Dichtungen bringt, für 24 Mark. Die Ausstattung einfach, aber geschmackvoll, eine gute Zweckanordnung, eine leserliche Letter, haltbares Papier, feste Einbände.

Wer alle Werke von Raabe besitzen möchte, wird um so lieber nach einer Ausgabe wie

der Klemmschen greifen, weil sie einmal den Text ohne jene zahllosen Druck- und Lesefehler, wie in den Einzelausgaben besonders des einen Verlages, tabellos darbietet, sodann das ganze Schaffen des Dichters um die Hälfte billiger gibt, als in den Einzelbänden.

Die erste Serie enthält nun: Band 1 „Chronik der Sperlingsgasse“ und „Hungerpaster“; Band 2 „Ein Frühling“ (in der ersten Fassung) und „Halb Mär, halb mehr“; Band 3 „Der heilige Born“ und „Nach dem großen Kriege“; Band 4 „Unser Herrgotts Kanzlei“ und „Verworrenes Leben“; Band 5 „Die Leute aus dem Walde“ und „Ferne Stimmen“; Band 6 „Drei Federn“ und „Der Regenbogen“. Man sieht, in den einzelnen Bänden sind Romane und Novellen aus ganz verschiedenen Schaffensperioden zusammengesammelt. Das war geboten in Rücksicht auf die Einzelverleger und auf den Gedanken „Volksausgabe“: deren Charakter mußte vor allem Zugkraft sein; berühmte Werke, wie die „Chronik“, der „Hungerpaster“ wurden vorangestellt, die Novellen wurden wieder in der Anordnung gegeben, die Raabe ihnen bei ihrem ersten Erscheinen zugeteilt hatte: daher also die Nebenschriften „Verworrenes Leben“, „Ferne Stimmen“; schließlich: schon eine Serie mußte ein umfassendes Bild von des Dichters Eigenart und Größe bieten, also wesensverschiedene Werke, historische und freierfundene, philosophische und rein humoristische, phantastische und realistische zusammen verbinden, damit der Raabefremde durch die Lektüre nur einer Serie schon seinen Weg zum Dichter finden mochte.

So ist denn die Ausgabe als durchaus gelungen anzusprechen. Möge der Erfolg der ersten Serie, der die kurze Autobiographie Raabes aus dem „Heidjer“-Kalender und ein Altersporträt des Dichters als Einleitung enthält, dazu beitragen, daß das Erscheinen der zweiten und dritten Serie im Herbst 1914 und 1915 keine Hemmnisse vorfinde.

Hanns Martin Elster

**Adolf Frey: Festspiele, 4. Aufl.** Verlag H. N. Sauerländer u. Co., Marau.

Diese vaterländischen Festspiele spannen keinen großen Rahmen, in dem das Werden und Sein eines Volkes zum Sinnbild ver-

dichtet zu schauen ist, sie lassen auch nicht am Schicksal des einzelnen das Schicksal des Gemeinwesens erleben, sondern sie geben etwa wie wandelnde Panoramabilder episodenförmige Ausschnitte aus der Schweizergeschichte. Die meisten der Szenen waren für die Sechshundertjahrfeier der schweizerischen Eidgenossenschaft in Schwyz bestimmt. Mit anderen, neueren vereinigt erscheinen sie nun in einem Bande in vierter Auflage.

Sie sind in der erprobten Weise verlässiger Festspiele geschrieben: in der dankbaren Stimmung des Festtages sieht der Bürger sich hier in seinen Alvordern gefeiert, er hört viel von ihrem Mut, der Kraft und ihrer Treue, die Helden gehen vorüber mit männlicher Rede und Gebärde, wie man es von ihnen erwarten darf, dem tapferen

Sinn wird Sieg, auch einem maßvoll derben Scherz ist Raum gegeben, zwischen Waffengeklirr vernimmt man altvertraute Lieder und manch feierliches Schlußbild ist zu sehen — so ist für inniges Behagen und buntes Schauwerk wohl gesorgt.

**Adolf Frey: Die Jungfer von Wattenwyl.**  
Histor. Schweizerroman. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, Nachf.

Katherine, die letzte in der Zeit des endenden großen Krieges geborene Tochter des bernischen Milanobvogtes Gabriel von Wattenwyl, hat von dem alternden Vater den tapferen Sinn geerbt. Sie zwingt ein Roß, das kein Mann zu reiten wagte. Wie ihr aber die bernische Obrigkeit das Verlöbniß mit Viktor von Dießbach trennt, wird sie müde und läßt sich in stillem Bescheiden einem Pfarrherrn

# Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

## Waren in Mecklb. am Müritzsee.

hermählen. Um nun ihrem Vubem die Wege zur ersehnten Offizierslaufbahn zu öffnen, läßt sie sich in Konspirationen mit dem französischen König ein. Sie wird entdeckt, gefoltert und zum Tod durchs Schwert verurteilt, aber endlich noch begnadigt. Und da auch ihr Sohn noch Offiziersdegen und eine vornehme Braut erringt, findet sich ein wohlgefälliges Ende.

Dies Buch ist eine ehrliche Arbeit, doch mehr des historischen Fleißes als der künstlerischen Wirkung wegen rühmendwert. Mit allmählich steigender Ungeduld sieht man den Verfasser dabei verweilen, wie er mit spigem Pinsel eine Fülle von Details ausmalt und strichelt, wie er mit Behagen immer neue Gegenstände herbeiträgt und abschreibt, und als er daran geht, Menschen zu formen, vermag

ihm der Atem. Es sind meist nur Schatten geworden, Staffagen, und selbst die Hauptfigur ist nicht rund gesehen. Und wie unmöglich ist erst dieser Viktor von Dießbach. In der großen Liebe Katharinens schlottert er wie in einem zu weiten Wams. Aber auch die mit so viel Liebe abgezeichneten Gegenstände haben nicht den seltsam geheimnisvollen Schimmer eigenen Lebens, mit dem sie ein geborener Erzähler zu umgeben wüßte. Es ist, als ob man zwischen ausgestellten Antiquitäten ginge. Den Geist der Zeit hört man kaum. Man sucht Leben und findet gelehrtes Zettelwerk und ist am Ende der gewundenen Rede, die den Stil des Jahrhunderts vergeblich zu bannen sucht, herzlich müde geworden.

E. P.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.  
Verantwortlich: der Herausgeber George Celnow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Schwigstr. 1a.

Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Umland 8630, des Verlags: Amt Bapow 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 86/87.

# Dresdner Bank

**Aktien-Kapital . . Mk. 200 000 000**

**Reservefonds . . Mk. 61 000 000**

DRESDEN — BERLIN — LONDON

— BREMEN BRESLAU CASSEL FRANKFURT a. M. HAMBURG —  
HANNOVER LEIPZIG MANNHEIM MÜNCHEN NÜRNBERG STUTTGART

Altona, Augsburg, Bautzen, Beuthen O.-Schl., Bückeburg, Bunzlau, Cannstatt,  
Chemnitz, Corbach, Detmold, Emden, Eschwege, Frankfurt a. O., Freiburg i. Br.,  
Fulda, Fürth, Gleiwitz, Göttingen, Greiz, Harburg, Heidelberg, Heilbronn, Kattow-  
witz, Königshütte O.-Schl., Leer, Liegnitz, Lübeck, Meissen, Plauen i. V.,  
Spandau, Stettin, Tarnowitz, Ulm, Wiesbaden, Zittau, Zwickau.

*Annahme von Depositengeldern zur Verzinsung; An- und Verkauf von Wert-  
papieren, ausländischen Geldsorten, Devisen usw.*

*Einlösung von Coupons und Dividendenscheinen; Ausstellung von Schecks und  
Kreditbriefen;*

*Diskontieren und Einziehen von Wechseln und Schecks; Beleihung börsengängiger  
Wertpapiere und deren Versicherung gegen Kursverlust im Falle der Aus-  
lösung; Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren; Beschaffung und  
Unterbringung von Hypothekengeldern, Vermögensverwaltungen, Testaments-  
vollstreckungen, sowie alle sonstigen bankgeschäftlichen Transaktionen.*

**Vermietung von Stahlkammern**